

Modernes Großreinemachen

Sie meinen, es sei unzeitgemäß, ausgerechnet jetzt vom Großreinemachen zu sprechen? Wenn vor Weihnachten überhaupt, so ist jetzt vor dem Eintritten der Wohnung Zeit genug gewesen, sich mit diesem Generalüberholungs- und Hausfrauenberufes auseinander zu setzen. Aufschub aber bis zum Frühling sei sogar das allerzweckmäßigste!

Lassen Sie sich einen anderen Vorschlag machen, den Vorschlag modernen Großreinemachens, der das große, zwei Wochen dauernde Scheuerfest, bei dem alles auf den Kopf gestellt wird, bei dem alle guten Geister häuslicher Gemütlichkeit entlassen und mit ihnen der Hausherr, einen Vorschlag also, der diese Familienplage abschafft!

Bitte, keine Entrüstung! Ihre Freude und Ihr Stolz über alles Blühende, Frischgewachsene, Neugekollte und Aufpolierte soll Ihnen keineswegs genommen werden. Sie sollen sich diese Freude sogar häufiger leisten, wenn auch nur in Teilportionen. In beliebig gewählten Zeitabschnitten werden die einzelnen Zimmer einzeln vorgekommen, und nie soll diese Arbeit länger als einen Tag dauern. Besser sogar nur einen halben, so lange jedenfalls nur, daß der heimkehrende Hausherr keine Spuren von diesem Feindzug gegen Staub und Spinnweben mehr entdecken kann. Glauben Sie nicht, daß das unmöglich oder nur auf Kosten mangelnder Gründlichkeit durchzuführen sei. Allerdings müssen Sie sich bezüglich Ihrer Wohnungseinrichtung einigermaßen dem heutigen Geschmack anpassen, dürfen die Wände nicht mit Bildern beplankt, die Zimmer nicht mit Tischen, Sesseln, Wandständern und längst überalterten Staubfängern vollgepfropft haben, wenn Sie vermeiden wollen, daß das Großreinemachen eine Angelegenheit ohne Tamtam und Trara sein soll.

Dennoch ist es manchmal, auch bei zweckmäßiger Einrichtung nötig, schon am vorausgehenden Vormittag Vorarbeiten zu unternehmen an all jenen Gegenständen, die — leichtbeweglich — mühelos in einen Nebenraum getragen werden können, Bilder, Vasen, Blattpflanzen, Stühle, Lampen. Das alles kann gewaschen, poliert, gewacht oder gepußt und mittags wieder an seine Plätze gebracht werden. So verdrängt dann nichts den kommenden Großreinemachtag. Nichts Morgen ist schnell alles wieder hinausgetragen und mit den wenigen, unverrückbaren Möbeln und Fenstern, Wand und Fußboden ist größtenteils Arbeit und darum schnelles Fertigwerden.

Wie die großen Frühlingswänsche unserer Urgroßmütter längst als veraltet abgetan sind, so wird auch dem Wertesystem des Großreinemachens mehr und mehr die Berechtigung abgesprochen zur Entlastung der Frau, die bei aller Pflichterfüllung Zeit gewinnen will für sich und zur Freude der ganzen Familie.

E. R.

Neuer erotischer Ueberfall aus Amerika

Von Ludwig Wiegand.

In den Glashäusern von Hollywood bereitet sich ein neuer erotischer Ueberfall auf die europäischen Kulturstaaten vor. Niemand hat die Mode des „Sex appeal“ und des „Vamp“ als geistreichen Einfall der drehenden Theatermänner bewundert; niemand zum mindesten, der sich in einer gesunden Vorstellungswelt und in einer anständigen Umgebung bewegt. Aber die Sonne Kaliforniens ist sehr heiß und treibt nicht nur in der Natur, sondern auch in den Gehirnen der Geschäftsleute von der flimmernden Leinwand läppige, betäubende, sinnverwirrende Blüten. Es konnte nur eine Frage der Zeit sein, daß die in Amerika so besonders hitzig umstrittene Probee „dram“ war.

Unter den zerlegenden Wirkungen der ersten Nachkriegszeit stehen wir in Europa selbst in einer Ecktiste. Sie ist unleugbar im Abklingen. Das beweist die Geschlechtsziffer in allen mitleidlichen Kulturstaaten unseres Erdteils auf einer Ebene, die niemals so hoch gelegen hat wie heute, ferner der gleichzeitige langsame, aber unverkennbare Rückgang der Scheidungen. Deshalb wird man bei uns die Massenerzeugung von Filmen rings um Scheidung, Probee und Dauerehe vermutlich nur noch als ausschließliches Schauspiel über amerikanische Lebensvorgänge aufnehmen.

Die ungeheure hohe Scheidungsziffer der Vereinigten Staaten, die selbst nicht vom Lande der Sonnets überboten werden kann, obwohl man dort eine Scheidung auf den Postämtern, gemißmaßen zwischen dem Kauf und dem Lieben einer Marke auf den Abschiedsbrief, mit gesetzlicher Gültigkeit zu Protokoll geben kann,

Damals

Sonntag wars. Wir gingen durch das Korn.

Wo verborgen blaue Blumen brannten.

Ob sie Deinen Blick zu Boden bannten?

Unsichtbare Grillen sangen vorn.

Folgt' wir dem lockenden Getöse?

Was ich zu Dir sprach, hab ich vergessen.

Was Du schwiegst, kannt' Du es noch ermes-

sen?

Sommer war es, und die Welt war schön.

Richard von Schaukal.



erweist uns immer wieder, daß mit den Amerikanern in der Ehe irgend etwas nicht in Ordnung sein muß. Aus der amerikanischen Literatur in Buch, Bühne und Film tritt uns einmal eine Verherrlichung der Frau bis zu unerbittlicher Süßlichkeit, zum anderen ihre Verabwürdigung als halberbärmliche, ungeschickte, verabscheuliche Mittelstufen zwischen Pöbel und Menschenkind in ebenbürtigen abstoßenden der Gefährlichkeit entgegen. Die Ursache für diese Erscheinungen inmitten einer Bevölkerung, die neben vielem Abgeschmack doch überwiegend eine Fülle der kräftigsten und gesündesten Menschen Europas in sich aufgenommen hat, liegt ohne Zweifel in dem gewaltigen Männerüberschuß der Vereinigten Staaten.

Er ist die Quelle eines Wettlaufs um die Frau, die dieser durchaus nicht zu bekommen scheint. Darüber hinaus wirken die Massenveränderungen als eine Art Ausgleich zwischen dem Männerüberschuß und der Frauenknappheit, womit nur ein Zustand gekennzeichnet, nicht aber als empfehlenswert betrachtet wird. Ein Blick in das Leben der amerikanischen Massen überzeugt uns, daß die Frau in Amerika sich durch den sie entzerrten Wettbewerb durchaus nicht zu einem höheren Wesen entwickelt. Hält man sich in New York in der Nähe von Fabriken und großen Geschäftshäusern zu Beginn oder zum Schluss des Betriebes auf, dann sieht man sich plötzlich in einem Ozean von Frauen und Mädchen, die in schlechthin unbeschreiblicher Art durch übermäßige Anwendung von Augenbrauentusche, Lippenstift und Fuder entstellend sind, aber sich sämtlich für anständige Frauen halten und es durchweg auch nach europäischen Begriffen wirklich sind.

Die ungeführten Spielarten dieser amerikanischen Frauen betreffen die „Heldenrollen“ in den „Scheidungsprozessen“. Sie müssen sich schon ganz außergewöhnlich schwerer Verletzungen schuldig gemacht haben, wenn ein Augenaufschlag, eine rechtzeitig abgegriffene Träne den Richter, der natürlich ebenfalls der allgemeinen männlichen Gleichgewichtsstörung in Amerika unterworfen ist, nicht doch von ihrer Unschuld überzeugt. Den Amerikanern fällt die Scheidungsziffer trotz allem auf die Nerven, und sie suchen nach Ausflüchten.

In den Filmen, die man über Amerika und dann über die ganze Welt austreuen wird, sollen wir zu dem Glauben gebracht werden, daß die Dauerehe niemals glücklich oder mindestens meist unglücklich verläuft. Das zeigen uns polnische Ehepaare, die sehr viel Geschirr entzwei machen, ohne daß in diesem Fall die günstige Wirkung solcher Vorgänge für die Wirtschaftsbildung verfließt würde. Daneben aber zeigt uns das Leben von Eheleuten „auf Probe“, eheliche Verbindungen also, die von vornherein auf begrenzte Zeit geschlossen werden, daß es mildernd auf jeden Fall, heilend für jede Verstimmlung wirken soll, wenn man weiß, daß die Geschichte nur noch soundsolange dauert. Daneben lernen wir Probeeheleute kennen, die sich infolge guter Erfahrungen entschließen, das geschürzte Eheband zu dauerndem Knoten zu verschlingen und, ja und — wenn das doch schief gehen sollte, bleibt immer noch Reno.

Diese Stadt mit ihren Fächerkneipen, in denen sich Männlein und Weiblein die Seligkeit antrinken, die sie in der Ehe nicht gefunden haben; mit den Sotels, in denen man interessante neue Bekanntschaften machen kann; mit den Wahrsagerinnen, die aus Kaffeelatz und äußerlich schmuckigen Karten in Begleitung von unsauberen Hunden und Katzen die nächste eheliche Verbindung erkennen und sagen, ob der Zukünftige oder die Zukünftige blond, schwarz oder brünett sein wird; mit der fagenhaften Brücke, von der man den Ehering in einen tiefen Fluß geschleudert, und mit den beiden Richtern, die bei achtstündiger Arbeitszeit in durchschnittlich fünf Minuten die ewigen Bünde fürs Leben zerreihen; diese Stadt muß für den neuen Filmüberfall das Milieu stellen.

Aus dem Engen und Weiten

Das Mädchen mit den Mikroskopaugen.

Zu den bekanntesten Pariserinnen gehört heute Luise Gilbert, ein Mädchen von 23 Jahren, das die Fähigkeit besitzt, mikroskopische Präparate nach bloßem Betasten mit der Hand zu beschreiben. Sie konnte Bakterien schildern, die erst in tausendfacher Vergrößerung dem gewöhnlichen unbewaffneten Auge sichtbar werden. Die letzten Beobachtungen fanden im Beisein prominenter Gelehrter statt. In anderthalb Stunden schilderte Luise 28 verschiedene Bilder. Diese Angaben wurden stenographiert, und dann blickte man durch das Mikroskop, um das von dem Mädchen „Gesehene“ nachzuprüfen. Durch den Umstand, daß Luise Gilbert sprechen mußte, ehe jemand durch den Apparat schaute, schloß man von vornherein den Einwand aus, es könne sich um eine Gedanken- (genauer Bild-) Übertragung vom Mann am Mikroskop auf das Mädchen handeln. Die Gelehrten stehen vor einem Rätsel. Jedoch scheint es sich weniger um ein „Sehen“ im gewöhnlichen Sinne des Wortes als um eine Art Vision im wachen Zustande zu handeln, wobei selbstmännig auch das Tastvermögen eine Rolle spielt, da ja das Erkennen der Präparate an das Betasten durch das Mädchen gebunden ist. Uebrigens hat Luise niemals Bakteriologie studiert oder irgendwie Mikroskopie getrieben.

is Traum und Enttäuschung.

Sie war eine kleine hübsche Verkäuferin in einem Wiener Pelzgeschäft, die sechzehnjährige Elsa. Täglich sah sie mächtige Kraftwagen vor dem Modelation vorfahren, und dann raste ein Angestellter aus dem Laden, rief den Schlag des Autos auf und geleitete die vornehmen Herren und die reich gekleideten Damen in die stahlbedeckten Räume, in denen alle die prächtigen Pelze nunteten. Diese Bilder verfolgten Elsa in alle ihre Träume hinein, und sie sah sich darin als die Frau solch eines reichen Mannes, der ihr alles bieten konnte, was ihr kleines, unerfahrenes Herz begehrte. Leider folgte dem lieblichen Traum stets ein grauesames Erwachen. Da verfiel Klein-Elsa eines Tages auf den Gedanken, dem Glück etwas nachzu- helfen. Sie sah nämlich, wie es zwischen einem reichen Fabrikanten und seiner Frau, die oftmals in dem Pelzgeschäft kauften, zu einer heftigen Auseinandersetzung kam. Nach schrieb das Mädchen ein Briefchen: „Wenn Sie einmal mit einem hübschen jungen Ding einen schönen Abend verleben wollen, erwarten Sie mich heute um acht Uhr abends im Kaffee X.“ Die Zeilen steckte sie dem Mann zu. Und er kam tatsächlich. An diesem Abend durfte Elsa die große Dame spielen. Allerdings — dann hatte der Mann genug von ihr, und er wollte sich mit einigen verbindlichen Worten zurückziehen. Aber Klein-Elsa war nun in Geldschmuck gekommen, und sie drohte dem Fabrikanten, wenn er ihr nicht treu bleibe, würde sie ihn bei seiner Frau anschwärzen. Das hatte Klein-Elsa jedoch nun ganz falsch gemacht. Der Mann verlor seinen Spah. Und statt eines schönen Pelzes muß Klein-Elsa nun das schlichte Kleid der Erziehungsanstalt tragen.

Im neuen Daheim (68. Jahrgang Nr. 8) erscheint ein sehr beachtenswerter Aufsatz „Todesstrahlen und Lebenswellen“ von H. H. Krieger. Zum 100. Todestage des Generals von Clausen schrieb K. v. v. Döring einen illustrierten Beitrag. Adolf Rapp berichtet eingehend über den „Landwirtschaftlichen Zukunftsraum der Sowjetunion“. Käthe Bruns erzählt von den wenig bekannten, schönen Dörfern der Priegnitz; große Abbildungen zeigen bauliche Eigenarten und den künstlerischen Schmuck, den wundervollen Letzter im Dom zu Havelberg, den prächtigen Altar in der Wilsnacker Wunderblutkirche. Den „Monzu, Neapels Koch“, stellt uns Eika Schrenk in einer launigen Klauerei vor. C. Koppelp zeigt in einer sportlichen Abhandlung an Hand antiker Vasenbilder und der Aufnahmen heutiger Käufer die Entwicklung der Kunsttechnik. Das Frauenabteil mit modischen und hauswirtschaftlichen Ratseblättern, eine wertvolle ganzseitige Kunstbeilage, neue Lyrik, ein spannerndes Abchnitt des abenteuerlichen Romans „Minister in Torri“ von Hans Winand geben mannigfache Anregung und Unterhaltung. Dazu gibt es die Wochenchau, Rätsel und den umfassenden Dabeinamengeier mit seinem bekannten Stellennachweis.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altona. Druck und Verlag: P. A. Sankt, Altona.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altonaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 45

Altona, den 24. November

1931

Ein Kinderparadies

„Hier gefällt's mir aber gut!“ Strahlenden Auges blickt der kleine Neuling umher, den die Berliner Mutter soeben im Montessori-kindergarten anmeldet. Während sie mit der Leiterin spricht, mustert er den freundlichen Raum mit den niedrigen Tischen und Stühlen, der Kleiderablage, an der buntfarbige Bügel baumeln, gerade tief genug, daß man sie erreichen und den Mantel daran aufhängen kann. Ein Schubladenschrank ist da und ein Waschtisch, in dessen vertiefter Schüssel man sich bequem Gesicht und Hände waschen kann, ohne klettern zu müssen. Ueberhaupt, es paßt alles so gut zu den Händen, die danach greifen möchten: sogar Handfeger, Besen und Müllschöpfe, die an der Wand hängen und förmlich dazu einladen, daß man sich ihrer bedient. Und dann ist da ein Gang, blühblank erstrahlt er; warum auch nicht, da ihn die Kinder wohl ein halbes Dutzend mal täglich pухen, wie die Kindergartenleiterin erzählt. Das ist ein Hauptsaal, alles sauber halten, wenn man einen besonderen Puffschrank hat, in dem das Handwerkszeug bereit liegt; auch der Schuhputz für die eigenen Stiefelchen, an deren Reinigung man daheim niemals denken würde, während es hier als Reinigungsbeschäftigung gilt. Besonders für die Allerkleinsten, die auch mit Vorliebe Wischtuch, Scheuerlappen und Handfeger in Gebrauch nehmen, und sich an den Knöpfen und Schleifenrahmen zu schaffen machen. Das ist ja hochinteressant, die Finger zu gebrauchen, um Haken und Oesen zu kuscheln, ein Strumpfband zu befestigen, einen Knopfschluß zu öffnen und ehe man es sich versteht, beherrscht das Kind spielend alle Handgriffe, die es zum Selbstanziehen brauchen kann. Künftig wird es sich das nicht nehmen lassen, dergleichen selbstständig zu erleben. — Auch die Blumen darf es hier selbst anordnen und pflanzen, die in winzigen Vasen jeden Spieltisch schmücken oder in Blumentöpfchen auf dem Fensterbrett stehen. Dann sind da Kästen mit Einsatzgläsern und Farbseifen, auch Würfel von verschiedener Größe, mit denen man sich unterhalten kann, wenn man es nicht vorzieht, einen der buntfarbigen Bleistifte zu benutzen, um allerhand geometrische Figuren damit nachzuziehen. Merkwürdig, wie wenig Anleitung unser kleiner Neuling braucht, um sich zurechtzufinden! Alles scheint so einfach, so selbstverständlich, weil es ganz aus dem Verlangen des Kindes heraus erbracht worden ist. Das eben war die geniale Tat der großen Pädagogin Marie Montessori, welche die Methoden der „selbsttätigen Erzieherin“ erfunden und ausgebaut hat und dadurch Weltberühmtheit erlangt hat. Aus aller Welt kommen Schulpädagogen nach Rom, um wenigstens einige Monate lang ihren persönlichen Unterricht zu genießen, ihr Walten im Haus der Kinder zu beobachten, das vorbildlich geworden ist für ähnliche Einrichtungen in den meisten europäischen und außereuropäischen Kulturstaaten. In der Liebe zum Kinde begegnen sich alle Völker dieser Erde, den Beweis dafür liefert die Montessori-bewegung.

Sie hat auch in Deutschland zahlreiche Anhänger; und wer einmal einen der in diesem Sinne geleiteten Kindergärten besucht hat, wird zum begeisterten Bekenner und Wirtin. Es mögen hier so viele entstehen, daß alle Kleinkinder darin Aufnahme finden können. Davon sind wir leider noch weit entfernt; um so lebhafter ist es zu begrüßen, daß in Großberlin kürzlich zwei neue Montessoribetriebe eröffnet werden konnten, das eine durch die Montessoriforschung, das andere durch das Charlottenburger Jugendheim, das damit zugleich den Schülern eines sozialpädagogischen Seminars Gelegenheit bietet, die Methoden der Maria Montessori am lebendigen Beispiel eines in ihrem Sinne geleiteten Kindergartens kennen zu lernen.



Die „Madonna“ von Oberammergau geht als Hausangestellte nach England.

Anna Ruh.

die vielbewunderte Darstellerin der Maria bei den Oberammergauer Passionsspielen 1930, hat jetzt eine Stellung als Hausangestellte in England angenommen.

Nur noch fünf Minuten

Arrrrrrr, schreit der Wecker. Die ganze Familie hat es gehört und weiß, daß nun aufgestanden werden muß. Doch jetzt beginnt der Handel mit jeder Minute. Fünf Minuten sind vergangen, da erhebt sich die Mutter seufzend. Zu schade, gerade die paar Minuten nach dem Wecken im Bett, „um sich zu sammeln“, sind so schön. Nun heißt es, sich eilen, um sie wieder einzuholen. Vater und Kinder machen es nicht anders, sondern fangen auch im letzten Augenblick an. Nun geht das Gehen los. Da reißt in der Eile ein Schnürsenkel, der Hosenknapf hing seit ein paar Tagen, nun ist er ganz ab. Nun noch schnell den Atlas, denn heute ist ja Erdkundentunde! Seing sucht vergeblich sein lateinisches Übungsbuch. Lag es nicht im Wohnzimmer? Nein, auf Vaters Schreibtisch! Der Vater hat sich in der Eile beim Rasieren geschnitten und sieht nun mißgelaunt vor dem brühheißen Kaffee. Da die Zeit drängt, stürzt er ihn, so, wie er ist, hinunter, verflucht dazu die Brötchen, die ihm stundenlang im Magen liegen, denn zum ordnungsmäßigen Kauen ist keine Zeit. Kein Wunder, daß der Vater über Magenbeschwerden klagt bei dieser Lebensweise. Die Mutter streicht inzwischen die Butterbrote für die Kinder und mahnt dabei zur Eile. Natürlich kürzen die Kinder die Morgenwäsche, das Zähneputzen möglichst ab; schnell wird noch ein Knopf angenäht, ein reines Taschentuch gefaltet, und die Kinder verlassen mit dem Vater, noch an der Semmel essend, das Haus. Nun erst kommt die Mutter dazu, ihren Kaffee in Ruhe zu trinken und hat es hierin noch besser als die anderen Familienangehörigen. Riecht sich hier nicht Wandlung schaffen?

Wandlung klugen Leute stellen den Wecker ein Viertelstündchen vor. Das hilft aber nicht lange. Besser ist es, man bringt die Energie auf und erzieht auf die Kinder dazu, zu einer bestimmten Stunde sofort aufzustehen. Die Zeit muß so berechnet werden, daß man in Ruhe seine Morgen Toilette beendet, ein paar Atemübungen am offenen Fenster machen kann und trotzdem ein Viertelstündchen für den Kaffeetisch übrig hat. Bei Kindern ist es zweckmäßig, die große Wäsche und das Zähneputzen auf den Abend zu verlegen. Dann genügt es früh, Gesicht und Hände durch kaltes Wasser zu erfrischen und die Zähne zu putzen. Abends sieht die Mutter oder das größere Kind selbst alles nach, was es am nächsten Tag ansetzen will. Die Büchermappe wird

gepackt an den bestimmten Platz gelegt. Um 1/8 Uhr müssen Vater und Kinder das Haus verlassen. Punkt sieben Uhr verjammelt sich alles am Kaffeetisch. Mutter hat die Getränke vorsorglich etwas eher eingegossen und die Brötchen gestrichen. Da alles Sehen weggefallen ist, kann jeder in Behaglichkeit sein Frühstück verzehren. Dann machen sich alle in Ruhe auf den Weg nach zärtlichem Abschied von der Mutter. Vater hat noch Zeit, eine Bahn vorbeifahren zu lassen, ohne schweißgebadet hinterher zu rennen. Seitdem leidet er in der Uebergangszeit viel weniger unter Erkältungen und Grippe, denn derartige Erkrankungen holte er sich nur dadurch, daß er sich auf dem Wege zum Büro in Schweiß klebte und nachher erhitte in den noch nicht geheizten und daher empfindlich kühlen Räumen still auf seinem Platz saß. Die Kinder können auf dem Weg noch einmal ihre Aufgaben überdenken, und die Mutter geht betrieblert an ihre weitere Arbeit in dem Bewußtsein, den Jünglingen ein behagliches Kaffee-Viertelstündchen bereitet zu haben.

Lotte Grabowski

Das neueste Modegebot: Samtbändchen

Seitdem das Unmoderne wieder modern ist, nimmt uns, die wir den fleten Wechsel, das ewige Auf und Ab der Modeschöpfungen näher betrachten, kein Diktat der Mode mehr wunder. Noch vor fünf Jahren, als das schlichte hemdförmige Kleid Trumpf war, hätte keiner geglaubt, daß die Mode eine derartig unfaßliche Rückläufigkeit einschlagen könne. Jetzt, wo die Ideen aus den Siebziger- und Achtzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts wieder übernommen wurden, muß jede Frau aus den Modegebilden das herausnehmen, was gut wirkt und was sich mit dem gegenwärtigen Zeitgeist vereinen läßt. Unter den vielen abzulehnenden Schöpfungen der letzten Modeschauen kann dennoch eine neue Richtung empfohlen werden: das Weßchen mit schmalem Samtbändchen.

Wir wollen im Nachstehenden ein paar besonders gute Modelle schildern, die diese Idee verwirklicht. Da das modische Weßchen ein kostbares schwarzes Abendkleid. Es bestand aus Taill und war in schmalen waagerechten Zagen gearbeitet, die etwa schräg übereinander fielen. Jeder dieser Taillstreifen war mit ganz schmalen Samtbändchen abgesetzt. Um die Taille war ein breites schwarzes Samtbändchen geschlungen. Den einzigen Aufputz des vordereckigen ebenfalls von Taillstreifen umrandeten Ausschnitts bildete eine schwarz-rote abgesetzte Ansteckblume, die mit dem rosa Besatz des schwarzen Unterkleides in farbigem Zusammenhang stand.

Ein anderes Modestück war aus glanzlosem Tuch gearbeitet. Auf dem spitzen Halsausschnitt war eine weiße schmale Bapel gelegt. Ein graber kraterartiger Stoffstreifen, auf dem viermal himelfarbene Samtbändchen aufgelegt waren, bildete die einzige Verzierung des Kleides. Dieser mit Samtbändern verzierte Streifen fand sich als schmalenartiger Teil und ferner über dem Ellenbogen am Ärmel vor. Das Kleid machte einen ungewöhnlich vornehmen und modischen Eindruck.

Ein reizendes Tanzkleid, für jugendliche Figuren gedacht, bestand aus lila Taill. Ein mit gelbem und rosa Samtbändern abgesetzter großer Schultertrager und mehrere ebenso verzierte Kalfeln, die den weiten Rock umrahmten, bildeten seinen einzigen Schmuck. — Man sieht ferner auch viele Samtkohären, die aus verschiedenen Karbons zusammengeflochten sind und deren lange Panden den herbedeckten Da wo sich ein Schultertrager vorne zeigt,

Kleine Auseinandersetzung

Skizze von G. Wilhelm Sandrock

Bedauerlicherweise sind manchmal die lächerlichsten Zufälle dazu angetan, das Glück zweier Menschen zu zerstören. Das Schicksal hat sich eben leider immer noch nicht dem Geschick der Zeit anpassen und daran gewöhnen können, zu jedem Geschehen das dazu gehörige „happy end“ zu finden.

Da ist die traurige Geschichte von Ellen und ihrem August. Die beiden lernten sich eines kühlen Herbsttages vor dem Schaufenster eines Mantelhauses kennen. Ellen trug ein bescheidenes Kostüm für 21 Mark und 75 Pfennig. Aus diesem Grunde betrachtete sie neugierig die Pelzmäntel, die in der Auslage lockten. Da gefiel sich ein junger Herr zu ihr, der elegant gekleidet war und auch sonst recht gut ausah.

Ellen erkannte mit einem Seitenblick, daß ihr Nachbar Mitgefühl für sie und ihre auf einen Pelzmantel gerichteten Wünsche hatte. So war sofort das Band der Sympathie zwischen beiden geknüpft, und August durfte das junge Mädchen ein kleines Stück begleiten.

Man sprach, weil das der beste und nächstliegende Anknüpfungspunkt war, über die schlechten Zeiten, und fünf Minuten später wußte Ellen, daß ihr neuer Bekannter sich der berechtigten Hoffnung hingab, trotz der bescheidenen Wirtschaftslage ganz gut durch den Winter zu kommen. Diese angenehme Eröffnung hatte aber sicher nicht den geringsten Einfluß auf Ellens Entschluß, die Bekanntschaft mit dem wohlhabend aussehenden jungen Mann weiterhin zu pflegen. Rein so materiell dachte Ellen nicht. Höchstens an einen Pelzmantel.

Also traf man sich bald wieder, und die gegenseitige Zuneigung erwies sich als so groß, daß man einander nach einer Woche durfte. Bei der letzten Zusammenkunft war auch die Pelzmantelfrage vorzüglich gestreift worden. Augusts Antwort ließ darauf schließen, daß er diesem Problem durchaus nicht feindlich gegenüber stand, sondern geneigt war, seiner Lösung näher zu treten, sobald er die besitzende Gewißheit besitzen würde, die damit verbundene Kapitalanlage werde eine nutzbringende sein.

Ellen freute sich über diese Antwort sehr. Sie in ihrem kindlichen Gemüt hatte sich zwar

eine Liebeserklärung etwas anders, etwas feuriger vorgestellt. Aber sie war genügend Kind ihrer modernen Zeit, um über so einen Schönheitsfehler schweigend hinwegzugehen, und sie konnte August in jeder Weise beruhigen: „Du bist der erste und einzige!“

Sie war so vernünftig genug, einzusehen, daß sie nicht noch am gleichen Abend, da sie den besitzenden Anspruch tat, den Pelzmantel verlangen konnte. Außerdem war es schon längst nach Geschäftsschluß. Also begnügte sie sich damit, daß August vorschlug: „Wollen wir nicht in ein Kaffee gehen?“ — „Ach ja, gern, wenn Du Dich nicht schämst. Dich mit mir in meinem Zähnchen sehen zu lassen.“

Davon konnte, wie August versicherte, gar keine Rede sein. Ellen sei ihm auch so schön genug, und außerdem mache es ihm Spaß, einmal seinen sonstigen Gewohnheiten zuwider ein bescheidenes Lokal aufzusuchen. Sicher gäbe es da lauschige Ecken, in denen man besser plaudern könne als in den lichtfüllten Kaffeehauspavillons und vornehmen Gaststätten, die er sonst zu besuchen pflegte. Ellen war ihm für diese weltmännliche Bescheidenheit dankbar.

Also gingen sie auf die Suche nach diesem kleinen gemütlichen Lokal. Sie mußten dabei die Hauptverkehrsstraßen verlassen, und sie fanden sich bald in einer Gasse allein. Dagegen hatten beide im ersten Augenblick nicht das Geringste eingeunden.

Die Lage änderte sich aber sofort, als aus einem finsternen Hausflur ein Mann hervortrat und August eine matt schimmernde Pistole unter die Nase hielt: „Das Geld oder das Leben!“

Ellen war zu verduht, um etwas sagen zu können. August aber erfaßte die Lage mit einem Blick, griff in seine Tasche und gab seinen Geldbeutel her: „Alles, was ich bei mir trage. Zweihundert Mark.“

Da erwachte Ellen aus ihrer Erstarrung: „Zweihundert Mark! Ihre Augen leuchteten im schwachen Schein der Straßenlampe grün vor Wut: „Zweihundert Mark! Mein Pelzmantel! Und ungeachtet der drohenden Pistole schlug sie dem Straßenräuber die Faust ins Gesicht, und mit der anderen Hand griff sie nach dem Geldbeutel.

Erstrocken krachte ein Schuß. Die Kugel piffte an Ellens Backe vorbei und schrammte das reizende Oehrchen. Doch den Geldbeutel hielt der Straßentäuber fest, und im nächsten Augenblick lief der Mann davon. August atmete hörbar auf.

Ellen fand zwar diese spontane Gefühlsäußerung ein wenig unmännlich, aber die Wut über die verschwundenen zweihundert Mark ließen sie über Augusts Haltung nicht weiter nachdenken. Dafür schrie sie umso lauter in die Nacht hinaus: „Polizei, Räuber, festhalten!“

Der Erfolg ihrer Rufe war verblüffend. Der Räuber wollte gerade um die nächste Ecke biegen, als zwei Schutzleute auftauchten. Er ließ ihnen förmlich in die Arme, war eine Viertelminute später wehrlos gemacht. Triumphierend schritt Ellen hinter dem Verhafteten her zur Wache. Augusts Schritt klang merkwürdigerweise ein wenig schleppend.

Der Tatbestand war bald festgestellt. Der Nachhabende beglückwünschte Ellen zu ihrem mutigen Auftreten. Daß er nach all dem Gehörten August mit einem kurzen Seitenblick maß, war nicht weiter erstaunlich. Nach Lage der Dinge fand es der Beamte auch ganz natürlich, wenn die junge Dame auf seine an ihren Begleiter gerichtete Frage: „Wieviel Geld war im Beutel?“ antwortete: „Zweihundert Mark.“

„So?“ sagte der Nachhabende erstaunt und blickte August fragend an: „Zweihundert Mark? Hier sind nur eine Mark und 57 Pfennig!“

August sah hilflos nach unten. Er entdeckte nur die weit aufgerissenen Augen Ellens und erkannte, daß ihm aus ihnen keine Hilfe kam. So nickte er kleinlaut: „Mehr Geld war auch nicht drinnen.“

Da sagte Ellen kalt und hoheitsvoll zum Nachhabenden: „Brauchen Sie mich noch? Nein? Dann guten Abend!“ Ihren August würdigte sie keines Blickes.

Doch an der Tür wandte sie sich noch einmal. „Aufschneider!“ fauchte es durch den Raum. Dann knallte die Tür hinter Ellen zu. Der Räuber grinste. Das Erlebnis war ihm ein schwacher Trost in seinem Pech.

oder aber auf der Schulter werden sie am besten angebracht. Ein braunes Crep de Chine, ein A. B., sonst ganz schlicht gehalten, war durch vier Reihen kleiner Samthändchen reich bedeckt. Diese waren in verschiedenen Farbtönen abgestuft, nämlich vom roten nachrot bis ins tiefe Weinrot gefärbt. Uebrigens werden kleinere Nachmittagskleider gern mit einkrustierten Samtschleifen geziert, und der neue Abendumhang zeigt eingearbeitete weiß goldumrandete Samtblumen, die eine kostbare Randarbeit bilden.

Der winterliche Samthut, sonst schlicht und einfach in der Art, wird jetzt mit Samtband bedeckt. Die kleinen Federchen erhalten durch das Samtband eine nicht ungefährliche Konkurrenz. Schwarze Filz- oder Pelzformen sehen mit grünem oder orange Samtband in der Tat sehr gut aus. Dieses wird gern so geschlungen, daß man stellenweise auch den glänzenden Atlasrand und damit die feine Qualität des Bandes bewundern kann.

Die sechs Ehen des Komponisten

Von Harry Wien.

Im September des Jahres 1884 wurde auf der Insel Selgoland die weimarische Schauspielerin Louise Salingre mit einem Pianisten getraut, der trotz seiner Jugend — er war noch nicht einundzwanzig Jahre alt — in der musikalischen Welt europäischer Länder bereits Rang und Namen hatte. Bedeutende Musiker wie Hans Richter, Hans von Bülow, Johannes Brahms und Franz List waren ihm — da sie die überragenden musikalischen Fähigkeiten des Eugen d'Albert erkannten — mit Freunden Förderer und Wegbereiter zu der strahlenden Straße des Ruhms. Obwohl in der schottischen Industriestadt Glasgow geboren und erzogen, verließ Eugen d'Albert bereits in seinem siebzehnten Lebensjahre die britischen Inseln. Durch seine deutsche Großmutter Christine Sophie Henriette Schults gebürtig aus dem bei Altona an der Elbe liegenden Dorfe Nienstedten — war ihm eine so

starke Neigung zu deutscher Art und deutschem Land vererbt, daß er fortan sein ganzes Leben, wenn ihm nicht seine Konzertreisen ins Ausland führten, in Österreich, Deutschland oder der Schweiz verbrachte.

Dauerndes Glück, wie er es sich erhofft, fand d'Albert in der Ehe mit Louise Salingre nicht. Ihre hausfraulichen Talente und ihre heitere, lebhaftes Wesensart genügt schließlich doch nicht, um d'Albert die Erkenntnis zu verschleiern, daß er in Louise die verständnisvolle, weise und Lebensgefährtin nicht gefunden. Eine beginnende unheilbare Gemütskrankung Louise trug vollends zum Verfall dieser Ehe bei, die schließlich durch Scheidung gänzlich gelöst wurde.

Therese Carreno, d'Alberts zweite Frau, übertrug ihm an Schönheit und Persönlichkeitswert die bescheidene Louise Salingre in hohem Grade. Die Carreno war eine in der ganzen Welt gefeierte Pianistin, deren künstlerischer Ruf und Ruhm dem d'Alberts in keiner Weise nachstand. Wenn es geschah, daß der Komponist und seine Frau gemeinsam einen Konzertabend gaben, war es ein künstlerischer Genuß, zwei musikalische Genies von nahezu gleicher Bollendung zu hören. Der Musikkritiker Hansrich berichtete über einen solchen Abend: „d'Albert ist gut daran, er kann seine schwierigsten Stücke nach Belieben entweder selbst spielen, oder sie von seiner schönen Frau spielen lassen, die in Kraft und Bravour ihm nicht nachsteht.“ Frau d'Albert, welche wir bereits als Therese Carreno zu bewundern Gelegenheit gehabt, lieberte mit dem Vortrag des ihr anvertrauten Klavierkonzertes ein Probestück verblüffender Virtuosität.“ Wenn sich trotz der künstlerischen Kongenialität dieser beiden Naturen nach einigen Jahren die Wege von d'Albert und Therese Carreno dauernd trennten, so bewies das nur die Tatsache, daß menschliches Verstehen des Mannes und der Frau sehr weit hinter dem künstlerischen Verstehen zurückblieb.

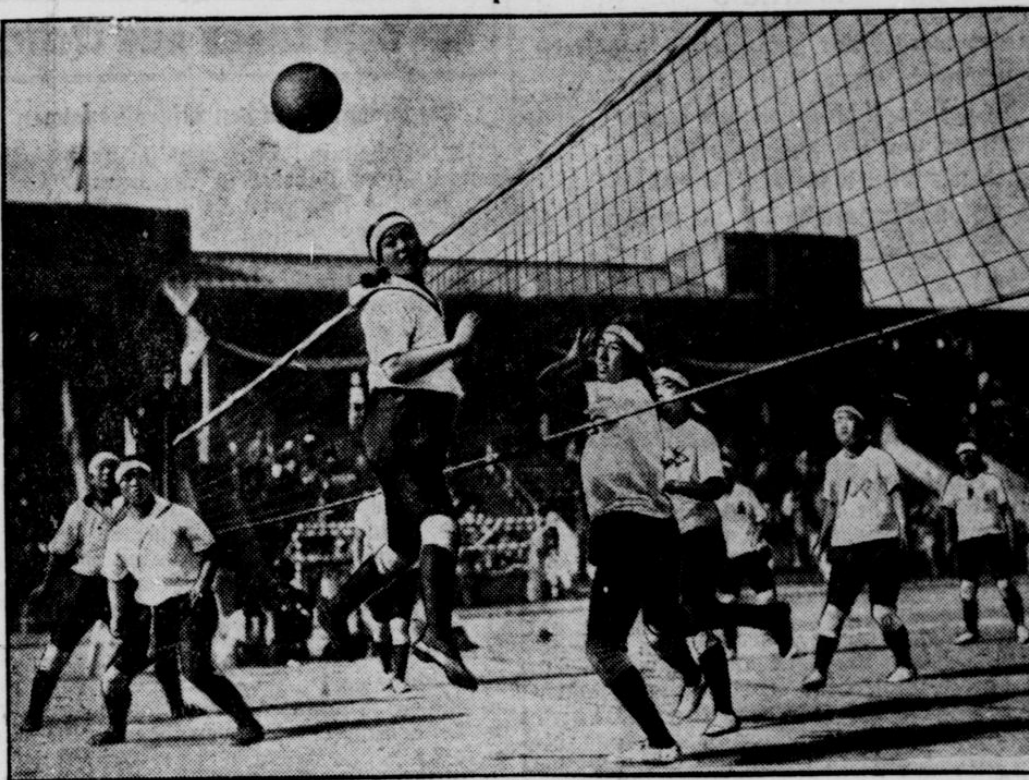
Seine dritte Ehe schloß Eugen d'Albert mit der Kammerfängerin Hermine Fink vom Hoftheater in Weimar, die in seiner ersten Oper „Der Rubin“ die Bedura gesungen. Anlässlich der bevorstehenden Vermählung schreibt d'Albert über Hermine Fink an einen Freund: „Es ist dies in Wirklichkeit das erste Mal, daß ich mit

vollstem Bewußtsein, mit Bedacht in die Ehe trete. Ich habe endlich das ersehnte Ideal, mein Glück, meine Frieden gefunden.“

d'Albert verdankt dieser herrlichen Frau fünfzehn Jahre friedlichen Glückes und kraftvoller Schaffensmöglichkeiten. Hermine Fink besaß das hochgezüchtete musikalische Verständnis, das Louise Salingre fehlte. Sie vermochte auf eigenen Genuß zu verzichten und es als ihre höchste Aufgabe zu betrachten, sich einzuordnen, unterzuordnen und selbstlos dem Schaffenswillen des Gatten zu dienen. Eigenschaften, an denen es wieder vollkommen der Therese Carreno gebrach. Daß sich d'Albert bewußt war, in dieser Ehegattin die vollkommene Ergänzung seines Selbst gefunden zu haben, bezuogen seine Worte an sie: „Du bist der Hauptbestandteil meines Lebens.“ Ohne Dich kein Leben und keine Kunst!“ An anderer Stelle heißt es noch ergreifender: „Ich habe Dir, Fiesland, und Fiesland!“ zu danken! Ohne Dich wären sie nicht zustande gekommen. Du gabst mir die Ruhe und die mächtige Anregung im Studierzimmer. Du bist das heilige Feuer, das ewig brennt. Du empfängst die Anregung mit mir und verarbeitest sie selbst, mir in der Verwertung derselben zu helfen!“

Oft in seinem späteren Leben mag d'Albert dieser Frau voll Reue gedacht und es unbegreiflich gefunden haben, selbst ein Glück zu vernichten, das sich letzten im Falle eines Menschen ein zweites Mal wiederholte. d'Alberts Ehe mit Ida Fudwa, der geschiedenen Frau des Dichters Ludwig Fudwa, war am wenigsten dazu geeignet, die Verlust Hermine Finkens vergessen zu machen. Der Dichter gab eine Charakterisierung mit folgenden Worten: „Sie war wie eine unendliche Landschaft mit schlechtem Klima!“ Viele Menschen, die Gelegenheit hatten Ida näher kennen zu lernen, waren der gleichen Meinung und erkannten mit Bedauern, daß bei dieser Frau keinerlei feilsche Vorzüge der äußeren Schönheit entsprachen. Die Ehe d'Alberts mit Ida Fudwa trug von Anfang an — wenn vorerst auch noch verhüllt — die Tragik des früh nach dem Ende in sich. Als die nervöse und reizbare Frau zuletzt eine krankhafte Eifersucht sogar auf d'Alberts Kompositionen und Klavierpiel empfand und nicht davor zurückschreckte, sich vor einem Konzertabend zu werfen, weil d'Albert eine Konzertsreise ohne sie unternehmen wollte, zögerte der Künstler nicht mehr, durch

Das ist die Japanerin von heute



Schülerinnen eines japanischen Lyzeums beim Volleyball.

Noch niemals in der Weltgeschichte hat sich die Umstellung eines Landes von so strengen Mittelalter zur Moderne so schnell vollzogen wie in Japan. Das japanische junge Mädchen, das noch vor wenigen Jahrzehnten niemals

ohne Begleitung das Haus verließ und die alten Sitten in äußerster Strenge bewachte, treibt heute wie die europäische Altersgenossin alle modernen Sportspiele und entwickelt dabei soviel Kraft und Gewandtheit, daß der japanische Frauensport heute schon international an erster Stelle steht.

Freude im Alltag

(Ein kleines Erlebnis.)

Ein Novembertag, wie alle anderen Tage und doch so ganz anders. Am Vormittag war es, vor einem Warenhaus spürte ich plötzlich, daß irgend etwas mich berührte, ich schaute mich um und entdeckte einen kleinen Bengel von kaum fünf Jahren, der mich am Mantel aufpuffte und dann kam es ganz leis: „Tante, wußt du zum Weihnachtsmann hier, nimm mich doch mit, das Christkind ist auch hier oben, der Hans hat es gesagt!“ — Ein blaßes, schmutzige Gesicht mit so bittenden Augen schaute mich erwartungsvoll an, gab mir ganz fest das kleine Päckchen und sagte: „Komm doch mit mir, hier oben ist ganz bestimmt der Weihnachtsmann.“

Was tun, wenn solch hungrige Augen bitteln? Also wir pflüchten ein mal so gut es ging das kleine Kerlchen ab und dann hinein ins Warenhaus. Der Portier lächelte, wahrscheinlich hatte der Knirps schon oft vergeblich versucht, zum Christkind zu kommen, aber der gestrenge Wächter durfte es ohne Begleitung ja auch nicht erlauben.

Und nun die Freude, nicht schnell genug konnte es gehen und dann der Fahrstuhl, er klammerte sich fest, als fürchte er, ich würde auf und davon gehen. Im dritten Stockwerk also sollte das so beehrte Weihnachtsmärchen sein, mein kleiner Begleiter rannte förmlich, mich aber ganz fest haltend, plötzlich hörte man Musik, ein Weihnachtslied, er blieb stehen, seine Augen wurden immer größer, ein Leuchten ging über sein Gesicht und leise sagte er zu mir: „Tante, hörst du das Christkind singen?“ Mein kleiner Begleiter wagte kaum weiter zu gehen, aber als dann noch die ganze Herrlichkeit vor ihm lag, da schrie er laut auf vor Freude, und das kleine Päckchen stand auch nicht eine Minute mehr still, alle Wunderdinge wurden mit den Augen fast verschlungen. Eine Freude ging von diesem Menschenkinde aus, man konnte meinen, irgendwo in einem Wunderland zu sein, wo nur Freude, nur Sonne und Glück beieinander waren. Da, man vergaß für diesen Augenblick alle Not und alles Leid, vergaß den Kampf des Lebens und — freute sich mit diesem Kinde. Als dann noch ein Luftballon mit einem Weihnachtsmann und ein Stück Schokolade (soo großes Stück für mich???) gekauft wurden, war der Jubel endlos.

Die Augen wanderten immer wieder zurück zum Weihnachtsmann, und dann hielt er seine Schätze kramend fest, und wir fuhren wieder mit dem Fahrstuhl herunter. Auf meine Frage nach seiner Wohnung gab er so vermehrte Antwort, daß ich es doch nicht wagte, ihn allein gehen zu lassen. Und er bat mich wieder mit solch glücklichem Lachen: „Tante, ich sag dir, wo meine Mutter ist, er hat mich in eine Wohnung gebracht, wo ich habe, wo ich bin.“ — „Wo?“ — „Hier, der ist ja immer zu Hause.“ — „Hm.“ — „Hm.“

Ungefähr 8 Minuten hatten wir zu. Geht dann stand er vor dem Hause und zeigte glückselig hinauf: „Hier wohnen wir!“ Ich verabschiedete mich von meinem kleinen Freund und verabschiedete mich von ihm, sonst hätte er mich kaum fortgelassen. Ein paar frohe Augen, ein lachendes Kindergesicht sah ich als letztes von dem kleinen Kerlchen, das mir gezeigt hat, wie wenig zum Freudebringen gehört und wie groß die Freude beim Geben und beim Nehmen sein kann.

Gertrud Schult.

Die verschwundenen zehn Mark

Eine kleine Geschichte von Paul Palmén.

Folgendes Scherz erlaubte ich mir kürzlich mit meiner Frau. Sie kam am Schluß des Monats zu mir, klagte, daß sie ohne Geld sei und daß sie unbedingt 40 Mark brauche, um die zum Ersten auszukommen. Ich nahm aus der Tasche Banknoten und sagte zu ihr: „Da hast du vier zehn-Mark-Scheine, nun laß mich in Ruhe!“

Ich gab ihr aber nicht 40, sondern 50 Mark. Abfichtlich, als ob ich mich geirrt hätte. Sie nahm das Geld, zählte es, errötete, sprach kein Wort, verließ das Zimmer.

Am nächsten Tag sagte ich zu ihr: „Das Dienstmädchen hat aus meiner Tasche zehn Mark entwendet. Wo ist Gertrud? Rufe sie her! Ich werde sie ausfragen.“

Meine Frau erblanste einen Augenblick, dann sagte sie sich rasch und bemerkte: „Bist du wahnsinnig geworden? Unser Dienstmädchen ist treu und ehrlich!“

„Aber jemand muß doch das Geld genommen haben!“

„Du hast es sicher verloren oder schlecht gezählt.“

„Ich habe das Geld nicht verloren, das Mädchen soll sofort das Geld suchen, sonst mache ich euch ein Donnerwetter, daß euch angst und bange wird.“

Die Frau rief das Dienstmädchen und sagte: „Mein Mann hat zehn Mark verloren. Suchen Sie sie! Sie müssen sie finden.“ Das Sach begann; die Frau tat so, als ob sie auch suchte. Ich sah, wie sie nervös die Tische wusch, die Schubladen öffnete, dann meinte sie: „Später werden wir weiter suchen, jetzt haben wir keine Zeit.“

Aber weder später noch am anderen Tag fand man die zehn Mark. Ich erzählte den Fall einem meiner Freunde und brachte ihn zu mir, und da ihn meine Frau nicht kannte, so stellte ich ihn als Detektiv vor. „Da ist ein Herr von der Kriminalpolizei, er wird den Fall untersuchen.“ Meine Frau begann zu weinen, erklärte, daß sie eine Hausdurchsuchung nicht dulden werde, daß sie für die Ehrlichkeit des Mädchens bürgte, daß sie selbst den Fall untersuchen wolle. Darauf entließ ich den Pseudo-Detektiv. Am Abend ah die Frau nichts, sie hatte Kopfschmerzen, die Nacht schlief sie unruhig, aber die zehn Mark gab sie nicht zurück. Am nächsten Tag erklärte sie, das Geld sei wahrscheinlich auf dem Boden gefallen, der Hund hätte es mit der Banknote gepiekt und sie dabei gerissen.

Ich erklärte lakonisch: „Ich werde den Fall der Polizei melden.“

„Was kann da die Polizei machen?“

„Sie wird schon etwas schaffen.“

Als meine Frau früh abends aus dem Theater nach Hause zurückkehrte, erklärte ich ihr, daß ich den Hund zum Schinder gegeben hätte, weil ich in meinem Hause kein Tier dulden könne, das Geldscheine frisst. Meine Frau nannte mich einen Idioten, einen Barbar, drohte mit der Anzeige beim Tierchutzverein, aber in diesem Augenblick stürzte der Hund ins Zimmer, der bei den Nachbarn verpflegt war. Meine Frau küßte ihn wie wahnsinnig.

Am nächsten Tage hatte ich mit meiner Frau Stillschweigen in einer Konditorei. „Liebes Kind, weißt du die größte Neugier? Der Detektiv hat den Dieb entdeckt, es war dennoch das Mädchen. Gertrud ist verhaftet worden.“

„Du bist ein Esel und dein Detektiv ein Trottel, das Mädchen hat das Geld nicht gestohlen, du selbst gabst mir irrtümlicherweise zehn Mark zuviel!“ Dann brach sie in Tränen aus. „Du bist doch nicht böse auf mich?“

„Aber“, erwiderte ich beruhigend, „ich weiß, daß du das sagst, weil du dein Dienstmädchen retten willst. Gertrud verdient dein Mitleid nicht, jetzt ist es zu spät, vielleicht hat sie inzwischen den Diebstahl schon eingestanden.“

Meine Frau stand empört auf und verließ die Konditorei; ich mußte die Schokolade und acht Kuchen, die sie ausgehen hatte, bezahlen. Und als ich auf die Straße ging, sah ich, wie meine Frau in ein Auto stieg und in rasender Eile nach Hause fuhr. Schade, daß ich nicht gesehen war, um ihr Geld zu sehen, als ihr das Mädchen die Tür öffnete.